Was die Nacht verbarg.

Roman von E. P. Oppenheim.

(1. Fortsetzung.)

„Ich habe Sie herbeigerufen", wandte er sich an den Polizeilieutenant nach einer kurzen, wortlosen Begrüßung. „Sie wissen, um was es sich handelt. Herr Otto Martens, der die Etage über mir bewohnt, ist offenbar ermordet worden. Ich fand ihn mit einer furchtbaren, noch blutenden Wunde."

Der Beamte zögerte noch, hinaufzugehen. „Sie haben von dem Verbrechen nichts wahrgenommen, kein Geräusch, keinen Schrei?"

Nein. Ich saß in meinem Zimmer, war auf einem Sessel eingeschlafen. Ich bin selbst erst um Mitternacht nach Hause gekommen. Unmittelbar nachdem ich aufwachte — gegen drei Uhr — ging ich hinauf und fand den Todten."

„Verzeihung, aber weshalb gingen Sie hinauf?" fragte der Polizeilieutenant.

Die Gedanken Hollfelders arbeiteten fieberhaft. „Ich sagte Ihnen schon, daß ich um Mitternacht nach Haus kam. Wenige Minuten später wurde bei mir antelephonirt von einem Unbekannten, der mir — trotz meiner Aufforderung — seinen Namen nicht nannte. Er bat mich, Herrn Martens davon zu benachrichtigen, daß er sofort in das Savoy Hotel kommen müsse. Wenn Herr Martens nicht zu Hause wäre, sollte ich es aufschreiben. Ich schrieb es auf einen Zettel, den ich oben in den Thürspalt steckte. Dann bin ich, wie gesagt, in meinem Zimmer eingeschlafen. Als ich aufwachte, war es drei Uhr. Ich dachte daran, wie dringend der Unbekannte mir die Sache gemacht hatte, und weil ich fürchtete, Martens könne den Zettel übersehen haben, ging ich lieber noch einmal hinauf. Dabei fand ich ihn dann."

„In seiner Wohnung?"

„Nein — auf der Treppe. Die Leiche liegt noch so, wie ich sie vorgefunden habe."

Gemeinsam stiegen sie nun zum oberen Stockwerk empor. Den Todten selbst rührte der Beamte nicht an; er begnügte sich damit, den Thatort zu untersuchen. Eine Mordwaffe, mit der das Verbrechen hätte verübt sein können, fand er nicht.

„Herr Hollfelder —"

„Bitte?"

„Sie sagten, daß Sie den Zettel in den Thürspalt steckten. Ich sehe hier nichts davon."

Heinz Hollfelder trat zu ihm. Er wußte genau, daß er den Zettel so zwischen die Thür geschoben hatte, daß er noch von außen sichtbar war. Jetzt war er verschwunden.

„Vielleicht ist er hinuntergefallen."

Der Beamte wandte sich an den Hausverwalter. „Haben Sie einen Schlüssel, mit dem man die Thür öffnen kann?"

„Der Todte hat ja den Schlüssel noch in der Hand, mit dem er aufschließen wollte, Herr Lieutenant."

Der Polizeibeamte nahm den Schlüssel aus den Fingern des Todten, die noch nicht erstarrt waren, und öffnete die Thür. Drinnen auf dem Flur fand er den Zettel, aber weit von der Thür entfernt.

„Es muß jemand die Thür geöffnet haben, und dabei ist der Zettel fortgeweht oder von dem Betreffenden fortgeworfen worden", meinte er. — „Wer kommt da?" Er drehte sich um, da Schritte auf der Treppe vernehmbar wurden.

Es war der Arzt, den Hollfelder gerufen hatte.

Länger wartete Heinz nicht mehr. Er verabschiedete sich von dem Polizeilieutenant, der ihn noch um einige nebensächlich Einzelheiten befragte, und ging dann in seine Wohnung hinunter. Von der Anwesenheit der Unbekannten hatte er kein Wort verlauten lassen.

An die Brüstung des offenen Fensters lehnte er sich, ließ die kühle Nachtluft seine heißen Schläfen umwehen und starrte mit brennenden Augen in das Dunkel. Wie still und friedlich es da draußen war! Mit einförmigen Plätschern und Rauschen fiel der Regen, als dunkle, schwere Massen lagen die Häuser der anderen Straßenseite vor ihm. Er dachte an die Unbekannte. Wie sie ihn angesehen hatte, als sie drinnen in seinem Zimmer vor ihm saß, wie ihre Augen voller Entsetzen gewesen waren, als sie von oben herunterkam — von oben, wo der Todte lag.

Wie lange er so am Fenster gestanden, wußte er später nicht mehr zu sagen. Er hörte nur einen Wagen vorfahren, einen schwarzen, unförmigen Kasten — das Gefährt, das den todten Martens zum Leichenschauhaus bringen sollte.

Da schloß er erschauernd das Fenster und legte sich in den Kleidern auf sein Lager mit dem Bewußtsein, daß dunkle, schwere Tage seiner harrten, daß das Schicksal ihn in dieser Nacht in ein düsteres Verhängniß gezerrt hatte.

Drittes Kapitel.

Seit mehr als einer Woche stand für das Berliner Publikum der Mord in der stillen, vornehmen Rankestraße im Vordergrund des Interesses.

Die Zeitungen hatten sich mit Eifer des durch seine geheimnißvollen Nebenumstände doppelt sensationellen Ereignisses bemächtigt und hatten ihren Lesern Tag für Tag ausführlich über die Ergebnisse der polizeilichen Recherchen und der in großer Anzahl erfolgten Zeugenvernehmungen berichtet. Aber sie waren bis zur Stunde nicht in der Lage gewesen, die Festnahme des Mörders oder auch nur die Auffindung einer Fährte zu melden, die halbwegs sichere Schlüsse auf die Person dieses Mörders gestattet hätte.

Jedenfalls war seit langer Zeit in der Reichshauptstadt kein Verbrechen verübt worden, dessen Erörterung den mehr oder weniger scharfsinnigen Combinationen findiger Köpfe so viel Spielraum gelassen hätte, wie diese unter dem Schutze der Nacht begangene Blutthat. Es konnte darum nicht wundernehmen, daß heute, am zehnten Tage nach dem Morde, auch am Tische des Oberstlieutenants im „Club der Dreißig" von nichts anderem gesprochen wurde.

Mit dem „Club der Dreißig" und dem „Tisch des Oberstlieutenants" aber hatte es folgende Bewandtniß.

Eine Anzahl von Herren verschiedenen Alters und verschiedener Lebensstellung, wenn auch in der Mehrheit dem künstlerischen und schriftstellerischen Berufe angehörig, war durch den Zufall um die Mittagszeit im Hinterzimmer einer renommirten Weinstube der Potsdamerstraße zusammengeführt worden. Die auf die mannigfachsten Interessengebiete hinübergreifenden Tischgespräche hatten zur Anknüpfung näherer Bekanntschaften geführt, und man war einander schließlich so nahe gekommen, daß das Eindringen neuer Elemente in das bewußte Hinterzimmer geradezu als eine lästige Störung empfunden wurde. Mit allgemeiner Zustimmung war es darum begrüßt worden, als das älteste und angesehenste Mitglied der Tafelrunde, der pensionirte Oberstlieutenant Arnstorf, eines Tages den Vorschlag machte, man solle sich zu einem geschlossenen Club vereinigen, der keinem anderen Zweck als dem des geselligen Beisammenseins dienen und seinen Mitgliedern ein ungestörteres Behagen gewährleisten solle, als es eine jedermann zugängliche Wirthschaft zu bieten vermöge.

Rasch hatte man sich über die Statuten und Einrichtungen des neuen Clubs verständigt, und hatte ihm mit Rücksicht auf die einhellig angenommene Bestimmung, daß der Mitgliederbestand niemals über dreißig hinausgehen dürfe, den etwas farblosen Namen „Club der Dreißig" gegeben. Im ersten Stockwerk des Hauses, dessen Parterreräume die erwähnte Weinstube inne hatte, war ein Reihe von Zimmern gemiethet und den Zwecken des Clubs entsprechend ausgestattet worden. Man hatte nach den sachkundigen Angaben des immer geschäftigen und immer dienstbereiten Oberstlieutenants einen hübschen, eleganten Speiseraum, einen überaus behaglichen Rauchsalon, ein Lesekabinett und ein Billardzimmer geschaffen, und damit den zumeist unverheiratheten Clubgenossen alles geboten, was ein Junggesellenleben gemüthlich und angenehm gestalten kann.

Als die größte Annehmlichkeit freilich wurde von den Mitgliedern die Gewißheit empfunden, sich hier immer inmitten einer sympathischen Gesellschaft geistvoller Männer zu bewegen, deren verschiedene Lebensstellung von vornherein jede eintönige Fachsimpelei ausschloß und deren Gesichtskreis weit genug war, um dem Gedankenaustausch immer neue Anregung und immer neuen Reiz zu sichern.

Man verfuhr bei der Aufnahme überaus streng, und eine einzige schwarze Kugel, die sich bei der Abstimmung in der Wahlurne vorfand, verschloß dem Bewerber für immer den Eintritt in die Clubräume. Aber man ließ sich bei der Beurtheilung eines neuen Kandidaten einzig von dem Werth oder Unwerth seiner persönlichen Eigenschaften, nicht aber von dem größeren oder geringeren Ansehen, das er draußen in der Welt genoß, oder gar von einer engherzigen Rücksicht auf seine Vermögensverhältnisse leiten.

Besonders willkommen waren junge, aufstrebende künstlerische Talente von tüchtigem Charakter und ernstem Wollen, für deren Aufnahme namentlich der Oberstlieutenant immer mit dem größten Eifer bemüht war, und die alsdann sicher sein durften, von Seiten des Clubs jede nur mögliche Förderung und Unterstützung zu erfahren.

Mit der äußeren Form wurde es nicht allzu streng genommen, und wenn es auch von vornherein als ganz selbstverständlich angesehen worden war, daß die Leitung in keinen anderen Händen als in denen des Oberstlieutenants liegen dürfe, so war von seinem Regiment doch kaum etwas anderes zu spüren, als daß jederzeit alles wie am Schnürchen ging, daß es um Bedienung und Verpflegung aufs beste bestellt war, und daß jede, auch die leiseste Störung der allgemeinen Harmonie durch seine nie versagende Liebenswürdigkeit und Herzensgüte in den allermeisten Fällen schon wieder beseitigt war, ehe andere als die unmittelbar Betheiligten davon Kenntniß erhalten hatten.

Natürlich hatte es nicht ausbleiben können, daß sich innerhalb der Dreißig mit der Zeit kleinere Gruppen bildeten, die untereinander einen engeren und vertraulicheren Verkehr unterhielten, als mit den übrigen. Eine solche Gruppe war es, die man im Club kurzweg als den „Tisch des Oberstlieutenants zu bezeichnen pflegte. Sie fand sich Tag für Tag in demselben behaglichen Winkel des Rauchzimmers zusammen, und bestand außer dem Clubpräsidenten selbst in der Hauptsache aus dem neuerdings in der Oeffentlichkeit vielfach mit Auszeichnung genannten Schriftsteller Heinz Hollfelder, aus dem talentvollen, vielversprechenden Bildhauer Kurt Hainau und dem Doktor Gregor Dombrowski, der sich bei seinem Eintritt in den Club als Privatgelehrter bezeichnet hatte.

Auch heute waren es diese vier, die in ihrer gewohnten traulichen Ecke Platz genommen hatten, um ein Stündchen des späten Nachmittags zu verplaudern.

Auf den ersten Blick konnte die kleine Gesellschaft freilich als bunt genug zusammengesetzt erscheinen, denn es war schwer, sich größere Verschiedenheiten vorzustellen, als sie in dem Aeußeren dieser vier Herren zu Tage traten.

Der Oberstlieutenant Arnstorf verleugnete in Haltung und Gebaren keinen Augenblick den ehemaligen Offizier. Wo hoher, beinahe hagerer Gestalt, zeigte er trotz seiner weißen Haare und seines grauen Schnurrbarts in jeder Bewegung die ungebrochene Elastizität eines an körperliche Strapazen jeder Art mehr denn ein Menschenalter hindurch gewöhnten Mannes. Aber er offenbarte zugleich auch die elegante Sicherheit, die sich nur im Verkehr mit der besten Gesellschaft erwirbt, und die namentlich Jüngeren gegenüber stets den Eindruck einer ehrfurchtgebietenden Ueberlegenheit hervorbringt. Sicherlich würde sich niemand unterstanden haben, im Verkehr mit diesem bei aller Zwanglosigkeit immer aristokratischen Kavalier über eine gewisse, von ihm selbst gezogene Grenze der Vertraulichkeit hinauszugehen oder jenen freien, ungenierten Ton anzuschlagen, der so leicht zur Rücksichtslosigkeit ausartet. Aber es waren doch nicht diese respekteinflößenden Eigenschaften gewesen, die dem Oberstlieutenant ohne alles eigene Zuthun zu seiner herrschenden Stellung im Club der Dreißig verholfen hatten. Solche alten Offiziere laufen in den Straßen Berlins ja zu Hunderten umher, ohne daß man sich bei aller schuldigen Hochachtung sonderlich zu ihnen hingezogen fühlte. Was Harro Arnstorf von der großen Mehrzahl seiner Kameraden unterschied, war der geradezu bezwingende Ausdruck lauterster Herzensgüte und innerlicher Bescheidenheit auf seinem in den äußeren Formen so kühnen und energischen Gesicht, war die wohlthuende Ruhe und Milde im Klang seiner Stimme, war vor allem der köstliche, schalkhafte Humor, über den er in jeder Lebenslage zu verfügen schien, mit dem er alle Gegensätze in seiner Umgebung zu versöhnen und selbst dem hier und da unvermeidlichen Tadel jede verletzende Schärfe zu nehmen wußte.

Es war innerhalb des Clubs kein Geheimniß, daß der Oberstlieutenant, wenn er auch nicht geradezu in ärmlichen Verhältnissen lebte, doch außer seiner Pension nur über ein bescheidenes Vermögen verfügte, und er selber pflegte oft genug über seine geringen Mittel zu scherzen oder aber in den drolligsten Uebertreibungen von seinen „fürstlichen Reichthümern" zu reden. Aber es war auch kein Geheimniß, daß es unter den Dreißig keinen freigebigeren Menschen, keinen hochherzigeren Förderer gab, als diesen weißköpfigen Jüngling, dessen Seele sich auch in dem alternden Körper ihre volle Empfänglichkeit bewahrt hatte für die Regungen innigen Mitleids mit dem Unglück und heiliger Begeisterung für alles Schöne und Große.

Daß ein Mann dieses Schlages junge Leute wie den Schriftsteller Hollfelder und den Bildhauer Hainau mit seiner besonderen Freundschaft ehrte, ließ sich ja am Ende noch verstehen, wie zahlreich und wie ausgeprägt auch die äußerlichen Verschiedenheiten sein mochten. Während Hainaus gesunde, manchmal etwas formlose Natürlichkeit unschwer die Herkunft des jungen Künstlers aus einem sehr bescheidenen Milieu und seine Abstammung von bäuerlichen Vorfahren errathen ließ, war Heinz Hollfelder ganz der Typus des zartnervigen, in der zugleich befruchtenden und zehrenden Großstadtluft aufgewachsenen Menschen, dessen durstige Seele frühzeitig alles in sich aufgenommen, was ihr groß und bedeutsam erschien, und bei dem sich infolgedessen die Phantasie ein wenig auf Kosten des scharf und logisch denkenden, nüchtern prüfenden Verstandes entwickelt hat. Seine näheren Bekannten wußten, daß er der zuverlässigste und aufopferndste Freund, der selbstloseste Vertheidiger der Armen und Bedrückten war, aber sie kannten auch seine nervöse Reizbarkeit, seine Neigung, Dinge, die anderen kaum der Beachtung werth erschienen wären, sehr ernst oder gar tragisch zu nehmen, seinen Hang zum Grübeln und die Launenhaftigkeit seiner Stimmungen.

Daß seit dem Tage, an dem man zum ersten Male in den Zeitungen von dem Mord in der Rankestraße gelesen, eine augenfällige Veränderung mit ihm vorgegangen war, nahm im Grunde niemand wunder, der länger mit ihm verkehrte. Man wußte ja aus jenen Berichten, wie nahe er persönlich an dem gräßlichen Vorkommniß betheiligt gewesen war, und man fand nichts Befremdliches darin, daß seine sensible Natur sich von den empfangenen Eindrücken schwerer frei zu machen vermochte, als es den meisten Durchschnittsmenschen möglich gewesen wäre. Man sah mit Bedauern, aber ohne eigentliche Verwunderung, daß er bleich und angegriffen umherging, daß sein Wesen manchmal, wenn er für kurze Augenblicke seine gewöhnliche Selbstbeherrschung verlor, etwas geradezu Verstörtes hatte, daß er bald die Gesellschaft seiner Freunde scheu vermied, bald mit gemachter Lustigkeit an Zerstreuungen und Vergnügungen, die er sonst nur maßvoll genossen, fast bis zur Erschöpfung theilnahm.

Gewiß war er unter diesen Umständen bei weitem nicht mehr der amüsante Gesellschafter, als den man ihn sonst im „Club der Dreißig" geschätzt hatte, von dem Oberstlieutenant aber wurde der darum nicht weniger liebenswürdig und rücksichtsvoll behandelt als bisher. Ja, es hatte sogar ganz den Anschein, als ob ihm der alte Herr neuerdings ein verdoppeltes Interesse zu wende, als ob er bei den Unterhaltungen an seinem Tische immer in erster Linie zu ihm und für ihn spreche, und als ob er mit besonderer Sorgfalt darauf bedacht sei, alles zu vermeiden, was ihn verletzen könne.

Von dem vierten des kleinen Kreises, dem Privatgelehrten Doktor Gregor Dombrowski, ließ sich dasselbe nicht gerade sagen. Aber man war zu sehr an allerlei kleine Sonderbarkeiten von Seiten des Doktors gewöhnt, als das man sich über die Ursachen seines veränderten Benehmens gegen Hollfelder hätte den Kopf zerbrechen sollen.

Begriff man doch überhaupt nur schwer, welchen Umständen Dombrowski seine Aufnahme in den engeren Zirkel des Oberstlieutenants zu danken habe. In der äußeren Erscheinung des ungefähr dreißigjährigen Mannes war gewiß sehr wenig Bestechendes oder auch nur Sympathisches. Von zartem, fast schwächlichem Körperbau und blasser, gelblicher Gesichtsfarbe, verleugnete er weder im Schnitt des Gesichts, noch in seiner Redeweise die slawische Herkunft. Seine dunklen Augen hatten den müden, verschleierten, gleichsam nach innen gekehrten Blick eines Menschen, der gewöhnt ist, sich mehr mit sich selbst als mit anderen zu beschäftigen, und schön war an ihm nichts als die feingemeißelte Stirn.

Man wußte im Club nur wenig über seine persönlichen Verhältnisse. Es hieß, daß er schon als Student in den ersten Semestern aus seiner polnischen Heimath nach Berlin gekommen sei und sich seitdem von der gastlichen Hauptstadt des deutschen Reiches nicht mehr habe trennen können. Aber im übrigen gingen bezüglich seiner Lebensführung die allverschiedensten Gerüchte. Sicher war nur, daß er Vermögen besitzen mußte, daß er ohne Knauserei auf ziemlich bescheidenem Fuße lebte, sich aber niemals ausschloß, wenn es galt, einem bedrängten Clubmitgliede oder einer außerhalb der Vereinigung stehenden bedürftigen Persönlichkeit — der Oberstlieutenant hatte immer ein halbes Dutzend solcher Schützlinge auf Lager — hilfreich beizustehen.

Welcher Art die Studien waren, die er als Privatgelehrter betrieb, ahnte man nicht, weil er niemals darüber sprach. Aber durch die Indiskretion eines Redakteurs hatte man erfahren, daß er hier und da scharfe polenische Artikel über allerlei Mißstände des öffentlichen Lebens für angesehene Zeitungen schrieb, Artikel, die von ebenso glänzender stilistischer Begabung wie eindringender Kenntniß aller menschlichen Dinge zeugten. Aber er war sehr schroff und abweisend geworden, als man ihm gegen über einige Andeutungen über diese journalistische Thätigkeit gemacht hatte, und man hatte es deshalb aufgegeben, sich um dieselbe zu kümmern. Im persönlichen Verkehr war der Doktor weder liebenswürdig noch unliebenswürdig, weder schweigsam noch beredt. Zwar liebte er es im allgemeinen, sich auf die Rolle des Zuhörers zu beschränken, aber er hielt auch nicht mit seiner Meinung zurück, wo es ihm angezeigt schien, einen schädlichen Irrthum zu berichtigen oder einem thörichten Vorurtheil energisch entgegenzutreten, und wenn seine Aeußerungen bei solcher Gelegenheit auch nicht gerade etwas Blendendes oder Geistsprühendes hatten, so waren sie doch stets von unerbittlicher Logik, und niemand im Club konnte sich rühmen, aus Dombrowskis Munde jemals eine Dummheit oder eine Unwahrheit gehört zu haben.

Er hatte hier keinen Freund im eigentlichen Sinne des Wortes, aber auch sicherlich keinen Feind. Sein Benehmen war gegen jedermann das eines höflichen und zuvorkommenden, wenn auch etwas reservirten Mannes. Erst in den allerjüngsten Tagen glaubten einige besonders aufmerksame Beobachter wahrgenommen zu haben, daß er in seinem Verkehr mit Heinz Hollfelder eine Verschlossenheit und abweisende Kälte an den Tag legte, die erheblich über das Maß seiner gewöhnlichen Zurückhaltung hinausging.

Auch in diesem Nachmittag hatte er sich bisher mit keinem Wort an der Unterhaltung betheiligt, deren Kosten zumeist von dem Oberstlieutenant bestritten wurden. Der Bildhauer Hainau war es gewesen, der das Gespräch zuerst auf das geheimnißvolle Ereigniß gebracht hatte.

Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über unaufgeklärt gebliebene Verbrechen der letzten Jahre hatte Arnstorf gsagt: „Ich bin ja kein Kriminalist und maße mir nicht an, scharfsinniger zu sein, als die durch Erfahrung gewitzigten Herren am Alexanderplatz; aber es will mich doch beinahe bedünken, als ob man etwas zu einseitig vorginge, indem man immer nur nach einem Mörder sucht und sein Augenmerk lediglich auf Personen männlichen Geschlechts richtet, die etwa für die That in Betracht kommen könnten."

In diesem Moment erhob Dombrowski zum ersten Male die Lider, und seine müden, verschleierten Augen richteten sich voll auf das Gesicht des ihm gegenübersitzenden Hollfelder. Es konnte ihm kaum entgehen, daß sich die blassen Wangen des jungen Schriftstellers jäh mit einem rasch wieder verschwindenden heißen Roth überzogen, aber seine Stimme hatte ihren gewöhnlichen, gleichgültig matten Klang, als er, ohne den Blick von Hollfelder zu verwenden, fragte: „Sie glauben also, daß es ein Weib gewesen sein könnte, die jenen Martens erschlug?"

„Ich glaube es nicht gerade, aber ich halte es doch auch für keineswegs unmöglich. Die Brutalität bei der Ausführung des Verbrechens und die Wahl der Mordwaffe, die nach der Meinung der Sachverständigen nur ein Beil oder ein ähnliches schweres Instrument gewesen sein kann, scheinen ja allerdings für einen männlichen Thäter zu sprechen; aber die Sektion hat ergeben, daß es keiner besonderen Kraftaufwendung bedurfte, um dem Manne diese unbedingt tödtliche Verletzung beizubringen. Nach dem Befunde war seine Schädeldecke so dünn, wie die eines Kindes im ersten Lebensalter. Jeder Fall und jeder auch nur mit mäßiger Wucht geführte Schlag oder Stoß hätte ihm schon längst verhängnißvoll werden können."

„Möglich", sagte Dombrowski, „aber darauf allein können Sie doch Ihre Hypothese unmöglich stützen. Haben Sie denn noch irgendwelche andere Ursache, die Thäterschaft eines Weibes zu vermuthen?"

„Keine andere als die Erwägungen, die sich einem aufdrängen müssen, wenn man die Person des Ermordeten und die Art seiner Lebensführung in Betracht zieht. Die Herren sind darüber aus den Berichten der Zeitungen ja hinlänglich unterrichtet."

„Ich nicht", warf der Bildhauer ein. „Die Spalten, in denen von Unglücksfällen und Verbrechen die Rede ist, pflegen im allgemeinen kein Interesse für mich zu haben. Dies aber scheint doch ein ganz außergewöhnlicher Fall zu sein, und wenn es Sie nicht ermüdet, Herr Oberstlieutenant —"

„Bitte — das läßt sich ja mit wenigen Worten wiederholen. Dieser Otto Martens scheint nach allem ein liederlicher Mensch gewesen zu sein. Nach Ausweis der polizeilichen Anmeldung war er erst vor nicht langer Zeit aus London nach Berlin gekommen, in seinen Umgangskreisen war er allgemein unter dem Spitznamen „der Afrikaner" bekannt, weil er sich oft der Heldenthaten zu rühmen pflegte, die er im Burenkriege gegen die Engländer verrichtet habe. Seine verschwenderischen Passionen sprechen für den Besitz reichlicher Geldmittel, obwohl man in seiner Wohnung nur eine verhältnißmäßig geringfügige Summe und keinerlei Ausweis über sein Vermögen vorgefunden hat. Aber es steht fest, daß er seit Monaten allabendlich große Beträge ausgegeben und gleichzeitig mehrere Verhältnisse mit meist recht kostspieligen Dämchen unterhalten hat. Gewisse Spezialitätentheater zählten ihn zu ihren Stammgästen, und zwar nicht bloß vor, sondern auch hinter den Coulissen. Es heißt ferner, daß er bei seiner Heimkehr meist angetrunken gewesen sei. Irgendwelchen Familienbeziehungen oder Freunde aus besseren Gesellschaftskreisen scheint dieser musterhafte Jüngling überhaupt nicht gehabt zu haben. Wenigstens hat sich bis jetzt niemand gemeldet."

„Ein wenig schmeichelhaftes Charakterbild, das Sie da von dem Unglücklichen entwerfen", meinte der Bildhauer.

Dombrowski aber kam auf seine vorige Frage zurück. „Und warum sollte es gerade ein Weib gewesen sein —"

„Das habe ich nicht behauptet", erwiderte der Oberstlieutenant mit nachdrücklicher Betonung, „aber unmöglich wäre es ja nicht, weil Lebemänner solchen Schlages in einer gewissen Sphäre ein sehr begehrter Artikel und darum oft ein Gegenstand der erbittertsten Eifersucht sind. Vielleicht hatte er einer bisher Verehrten plötzlich seine Gunst entzogen und dadurch die Rache in ihrem Herzen entfesselt."

Dombrowski schien ganz in die Betrachtung seiner um das Knie gefalteten mageren Finger vertieft. „Glauben Sie nicht, daß die Polizei nach dieser Richtung hin bereits eingehende Nachforschungen angestellt haben dürfte?" fragte er. „Man scheint über seinen Verkehr außerhalb des Hauses doch ziemlich genau unterrichtet."

„Verzeihung, lieber Doktor, es will mir im Gegentheil scheinen, als ob man da noch vor manchem ungelösten Räthsel stände. Man hat ein paar Choristinnen aus dem Eldoradotheater vernommen und von ihnen erfahren, daß Martens den letzten Abend seines Lebens in ihrer Gesellschaft zugebracht habe. Es hat sich ferner ein Droschkenkutscher gemeldet, der ihn aus der Wirthschaft, wo er sich von der ausdauerndsten seiner Begleiterinnen verabschiedet, nach der Rankestraße gefahren hat, und man weiß aus der glaubwürdigen Bekundung dieses Mannes, daß Martens, der ihm nicht nur dem Ansehen, sondern auch dem Namen nach bekannt war, ohne Begleitung nach Hause zurückgekehrt ist. Ueber den Dingen aber, die sich nach seinem Eintritt in das Haus zugetragen, liegt ein undurchdringliches Dunkel."

„Ein Dunkel, in das nur die Wahrnehmungen des Herrn Hollfelder einen Lichtschimmer werfen". Dombrowski hatte nicht aufgeblickt, während er das sagte, und es war auch nichts Anzügliches im Ton seiner Rede gewesen.

Trotzdem fuhr der junge Schriftsteller beinahe ungestüm auf. „Meine Wahrnehmungen?" wiederholte er. „Ich wüßte in der That nicht, inwiefern sie danach angethan wären, den Hergang der verbrecherischen That aufzuklären."

Der Oberstlieutenant legte ihm beschwichtigend die Hand aufs Knie. „Natürlich sind sie nicht danach angethan", stimmte er zu, „denn da Sie ohne Zweifel der Polizei und dem Untersuchungsrichter alle diese Wahrnehmungen mitgetheilt haben, hätte es ja in solchem Fall den Herren bereits gelingen müssen, den Schleier zu lüften. Aber was Sie erlebt haben, macht die Sache nur geheimnißvoller. Sie sitzen um Mitternacht in Ihrem Zimmer, als ein Unbekannter, ein Mensch, der sich beharrlich weigert, seinen Namen zu nennen, die Keckheit besitzt, Sie an den Fernsprecher zu rufen — zu keinem anderen Zweck, als um Ihnen eine dringliche Botschaft aufzutragen an jemand, der Ihnen ebenfalls nicht weiter als dem Namen und der äußeren Erscheinung nach bekannt ist. Denn Sie unterhielten doch keinerlei Beziehungen zu diesem Martens?"

(Fortsetzung folgt.)

Gehirnerschütterung.

Festredner (auf dem Wege zum Versammlungslokal): „Um Gotteswillen, fahren Sie doch etwas langsamer, Chauffeur — Sie rütteln mir ja meine ganze Rede durcheinander!"

Es ist nicht verwunderlich, wenn die Frauen das Stimmrecht haben wollen, wenn Stimmen in Colorado 5 das Stück kosten; da ist gute Aussicht auf einen Frühjahrshut für billiges Geld.

* * *

Gelegenheit macht Diebe — der Zufall zuweilen anständige Menschen.

* * *

Wellman tritt wieder eine Reise zur Entdeckung des Nordpols an. Bis nach Norwegen wird die Geschichte in üblicher Weise glatt, wie geschmiert gehen.

* * *

Viele Worte machen, um wenige Gedanken mitzuteilen, ist überall das untrügliche Zeichen der Mittelmäßigkeit.

* * *

Die Liebe ist zu jedem Opfer bereit — leider auch der Ehe.